

MICHAEL ROBOTHAM
Todeskampf

Buch

Als Detective Constable Alisha Barba ihre schwangere Schulfreundin Cate beim Ehemaligentreffen ihrer Schule endlich trifft, ahnt sie nicht, dass diese Begegnung die letzte sein wird: Wenige Stunden später werden Cate und ihr Mann von einem PKW überfahren. Alisha ist sich sicher: Es war kein Unfall, sondern Mord. Wenige Tage zuvor hatte Cate nämlich Hilfe bei Alisha gesucht und den Verdacht geäußert, dass sie verfolgt werde. Als sich herausstellt, dass Cate ihre Schwangerschaft nur vorgetäuscht hat, ist Alishas Neugierde geweckt. Sie beginnt zu ermitteln, und es dauert nicht lange, bis sie auf eine dubiose Amsterdamer Adoptionsagentur, illegale finanzielle Transaktionen und einen brutalen Menschenhändler-Ring stößt. Je mehr sie jedoch erfährt, desto gefährlicher wird es für Alisha ...

Autor

Michael Robotham wurde 1960 in New South Wales, Australien, geboren. Er war lange Jahre tätig als Journalist für große Tageszeitungen und Magazine in London und Sydney, bevor er sich ganz seiner eigenen Laufbahn als Schriftsteller widmete. Mit seinen Romanen »Adrenalin« und »Amnesie« sorgte er international für Furore und etablierte sich als neuer Stern am Himmel der englischen Kriminalliteratur. Michael Robotham lebt mit seiner Frau und seinen drei Töchtern in Sydney.

Michael Robotham

Todeskampf

Thriller

Deutsch von
Kristian Lutze

GOLDMANN

Die englische Originalausgabe erschien 2007 unter dem Titel
»The Night Ferry« bei Time Warner Books, London.

1. Auflage

Taschenbuchausgabe Mai 2008

Copyright © der Originalausgabe 2007 by Michael Robotham

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2008

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Satz: DTP Service Apel, Hannover

AM · Herstellung: MW

eISBN 978-3-641-06303-0

www.goldmann-verlag.de

*Für Alpheus »Two Dogs« Williams,
einen Mentor und Freund*

ERSTES BUCH

»Als das allererste Baby zum allerersten Mal lachte, da zerbrach sein Lachen in tausend Stücke, und sie sprangen alle herum, und es wurden Feen daraus.«

Sir James Barrie, *Peter Pan*

I

Es war Graham Greene, der einmal bemerkt hat, dass eine Geschichte weder Anfang noch Ende habe. Der Autor wähle einfach willkürlich den Moment aus, von dem aus er entweder nach vorn oder zurück blickt. Dieser Augenblick ist jetzt – ein Oktobermorgen –, als das metallische Geräusch einer Briefkastenklappe die Post ankündigt.

Auf der Matte vor meiner Wohnungstür liegt ein Umschlag, darin eine kleine, steife Briefkarte, die nichts und alles sagt.

*Liebe Ali,
ich habe Probleme. Ich muss dich sprechen. Bitte komm zum
Ehemaligentreffen.
Alles Liebe Cate.*

Sechzehn Wörter. Lang genug für einen Abschiedsbrief. Kurz genug für das Ende einer Affäre. Ich weiß nicht, warum Cate mir jetzt geschrieben hat. Sie hasst mich. Das hat sie mir erklärt, als wir das letzte Mal miteinander gesprochen haben, vor acht Jahren. Vergangenheit. Bei ausreichender Bedenkzeit könnte ich Monat, Tag und Stunde benennen, aber diese Details sind unwichtig.

Das Jahr reicht völlig – 1998. Es hätte der Sommer sein sollen, in dem wir unser Examen machten; der Sommer, in dem wir als Rucksacktouristen durch Europa reisten; der Sommer, in

dem ich meine Unschuld an Brian Rusconi und nicht an Cates Vater verlor.

Stattdessen war es der Sommer, in dem sie fortging und ich zu Hause auszog – ein Sommer, der nicht groß genug war für alles, was damals geschah.

Jetzt will sie mich wiedersehen. Manchmal spürt man den Moment, wenn eine Geschichte anfängt.

2

An dem Tag, an dem man mich auffordert, den Kalender neu zu justieren, werde ich im Januar und Februar jeweils eine Woche wegnehmen und sie dem Oktober hinzufügen, der es verdient hat, mindestens vierzig Tage lang zu dauern.

Ich liebe diese Jahreszeit. Die Touristen sind schon lange wieder verschwunden und die Kinder zurück in der Schule. Im Fernsehen laufen nicht ständig Wiederholungen, und ich kann wieder unter einem Federbett schlafen. Vor allem jedoch liebe ich das Funkeln in der Luft ohne die Pollen der Platanen, sodass ich Atem holen und unbeschwert laufen kann.

Ich laufe jeden Morgen – drei Runden um den Victoria Park in Bethnal Green, jede gut eineinhalb Kilometer lang. Gerade komme ich an der Durward Street in Whitechapel vorbei. Jack-the-Ripper-Territorium. Das Opfer, an das ich mich am besten erinnern kann, war Mary Kelly. Sie ist an meinem Geburtstag gestorben, dem 9. November.

Die Leute vergessen, wie klein das Areal war, in dem sich Jack bewegt hat. Spitalfields, Shoreditch und Whitechapel machen kaum zweieinhalb Quadratkilometer aus, aber 1880 waren mehr als eine Million Menschen in Slums ohne Wasserversorgung und Kanalisation gepfercht. Heute ist die Gegend immer noch überbevölkert und arm, aber nur im Vergleich mit Ecken wie Hampstead, Chiswick oder Holland Park. Armut

ist ein relativer Zustand in einem reichen Land voller wohlhabender Menschen, die armselig herumjammern.

Es ist sieben Jahre her, seit ich zum letzten Mal an einem Rennlauf teilgenommen habe, an einem Septemberabend unter Flutlicht in Birmingham. Ich wollte zur Olympiade nach Sydney, aber nur zwei von uns sollten es schaffen. Vier Hundertstelsekunden trennen die Siegerin von der Fünften; ein halber Meter, ein Herzschlag, ein gebrochenes Herz.

Inzwischen laufe ich nicht mehr, um zu gewinnen. Ich laufe, weil ich es kann und weil ich schnell bin. So schnell, dass mein Blickfeld an den Rändern verschwimmt. Deswegen bin ich jetzt hier und sause über den Boden, während Schweiß zwischen meinen Brüsten hinabrinnt und mein T-Shirt an meinem Bauch klebt.

Beim Laufen werden meine Gedanken klarer. Ich denke meistens an meine Arbeit und stelle mir vor, dass mir jemand meinen alten Job wieder anbietet.

Vor einem Jahr war ich daran beteiligt, eine Entführung aufzuklären und ein vermisstes Mädchen wiederzufinden. Einer der Entführer hat mich auf eine Mauer geworfen und meine Wirbelsäule zertrümmert. Nach sechs Operationen und neun Monaten Physiotherapie bin ich wieder fit und habe mehr Stahl im Rückgrat als Englands Viererabwehrkette. Bei der Metropolitan Police weiß leider offenbar niemand, was er mit mir anfangen soll. Dort hält man mich für ein wackeliges Rädchen in der Maschinerie.

Auf einem Spielplatz fällt mir ein Mann auf, der auf einer Bank sitzt und Zeitung liest. Kein Kind klettert auf dem Klettergerüst hinter ihm, und die anderen Bänke stehen in der Sonne. Warum hat er den Schatten gewählt?

Er ist Mitte dreißig, trägt Hemd und Krawatte und hebt den Blick nicht, als ich vorbeilaufe. Er löst ein Kreuzworträtsel. Was für ein Mann löst morgens um diese Uhrzeit Kreuzworträtsel im Park? Ein Mann, der nicht schlafen kann. Ein Mann, der wartet.

Bis vor einem Jahr habe ich meinen Lebensunterhalt damit bestritten, auf andere Leute aufzupassen. Ich habe Diplomaten und zu Besuch weilende Staatsoberhäupter bewacht, deren Frauen bei Einkaufstouren zu Harrod's gefahren und ihre Kinder zur Schule gebracht. Es ist wahrscheinlich der langweiligste Job bei der Metropolitan Police, aber ich habe meine Sache gut gemacht. Während meiner fünf Jahre beim Personenschutz für das Diplomatische Korps habe ich keinen einzigen unüberlegten Schuss abgegeben oder auch nur einen Frisörtermin verpasst. Ich war wie einer dieser Soldaten, die in Raketensilos hocken und beten, dass das Telefon nie klingelt.

Auf meiner zweiten Runde um den Park sitzt er immer noch da. Er hat seine Wildlederjacke in den Schoß gelegt. Er hat Sommersprossen und glatte braune Haare, die zu einem Seitenscheitel nach links gekämmt sind, neben sich eine lederne Aktentasche.

Eine Böe reißt ihm die Zeitung aus der Hand. Mit drei Schritten bin ich als Erste da. Die Zeitung wickelt sich um meine Knöchel.

Eine Sekunde lang möchte er sich zurückziehen, als wäre er zu nah an einen Abgrund geraten. Seine Sommersprossen lassen ihn noch jünger wirken. Er meidet direkten Blickkontakt, zieht die Schultern hoch und bedankt sich schüchtern. Die Titelseite ist immer noch um meinen Knöchel geschlagen. Einen Moment lang bin ich versucht, mich ein wenig zu amüsieren. Ich könnte einen Witz darüber machen, dass ich mir vorkomme wie Fish and Chips vom Tag zuvor.

Eine Brise kühlt meinen Nacken. »Tut mir leid, ich bin ziemlich verschwitzt.«

Er fasst sich nervös an die Nase, nickt und fasst sich noch einmal an die Nase.

»Laufen Sie jeden Tag?«, fragt er plötzlich.

»Ich versuche es jedenfalls.«

»Wie weit?«

»Gut sechs Kilometer.«

Er hat einen amerikanischen Akzent und weiß nicht, was er sonst noch sagen soll.

»Ich muss weiter. Ich will mich nicht abkühlen.«

»Okay. Klar. Einen schönen Tag noch.« Aus dem Mund eines Amerikaners klingt das nicht abgedroschen.

Bei meiner dritten Runde um den Park ist die Bank leer. Ich sehe mich nach dem Mann um, kann aber auch auf der Straße niemanden ausmachen. Alles wieder wie immer.

Ein Stück die Straße hinauf an der Ecke, gerade noch so sichtbar, parkt ein Transporter am Straßenrand. Als ich näher komme, fällt mir ein weißes Plastikzelt auf, das über ein paar fehlende Pflastersteine gespannt ist. Um das Loch ist ein Metallgatter aufgestellt. Man hat sehr früh mit der Arbeit begonnen.

So etwas mache ich ständig. Ich registriere Leute und Fahrzeuge, bemerke Ungewöhnliches, Menschen am verkehrten Ort oder in unpassender Kleidung; falsch geparkte Autos, dasselbe Gesicht an unterschiedlichen Orten. Ich kann nicht aus meiner Haut.

Ich schnüre meine Laufschuhe auf, ziehe den Schlüssel unter der Einlegesohle hervor und schließe meine Haustür auf. Mein Nachbar Mr. Mordacai winkt mir von seinem Fenster aus zu. Ich habe ihn einmal nach seinem Vornamen gefragt, und er sagte, eigentlich müsste er Yo'mann heißen.

»Wieso?«

»Weil mich meine Jungen immer so nennen: ›Yo Mann, kann ich ein bisschen Geld haben?‹ ›Yo Mann, leihst du mir deinen Wagen?«

Sein Lachen klang wie Nüsse, die auf ein Dach prasseln.

In der Küche gieße ich mir ein großes Glas Wasser ein und stürze es gierig herunter. Dann lege ich ein Bein auf eine Stuhllehne, um meine Oberschenkelmuskulatur zu dehnen.

Diesen Moment wählt die Maus, die unter meinem Kühl-

schränk wohnt, für ihr Erscheinen aus. Es ist eine äußerst zwiespältige Maus, die kaum den Kopf hebt, um meine Anwesenheit zur Kenntnis zu nehmen. Außerdem stört sie sich offenbar nicht daran, dass mein jüngerer Bruder Hari unentwegt Mäusesfallen aufstellt. Vielleicht weiß sie, dass ich sie entschärfe und den Käse herausnehme, wenn Hari nicht guckt.

Die Maus blickt schließlich doch zu mir auf, als wollte sie sich über den Mangel an Krümeln beschweren, bevor sie schnuppernd die Nase hebt und davonhuscht.

Hari taucht mit nacktem Oberkörper und barfüßig in der Tür auf, macht den Kühlschrank auf, nimmt einen Karton Orangensaft heraus und schraubt den Deckel auf. Er sieht mich an, erwägt seine Alternativen und nimmt ein Glas aus dem Schrank. Manchmal glaube ich, er ist hübscher als ich. Er hat längere Wimpern und dickeres Haar.

»Gehst du zu dem Ehemaligentreffen heute Abend?«, frage ich ihn.

»Nee.«

»Warum nicht?«

»Erzähl mir nicht, dass *du* hingehst. Du hast gesagt, eher würdest du tot über einem Zaun hängen wollen.«

»Ich hab es mir anders überlegt.«

Aus dem ersten Stock ertönt eine Stimme. »*Hey, hast du meine Unterhose gesehen?*«

Hari sieht mich verlegen an.

»*Ich weiß, dass ich eine anhatte. Auf dem Fußboden liegt sie nicht.*«

»Ich dachte, du wärst weg«, flüstert Hari.

»Ich bin gelaufen. Wer ist sie?«

»Eine alte Freundin.«

»Dann kennst du wohl auch ihren Namen.«

»Cheryl.«

»Cheryl Taylor!« (Sie ist eine Wasserstoffblondine, die im White Horse hinter der Theke arbeitet.) »Sie ist älter als ich.«

- »Nein, ist sie nicht.«
- »Was um alles in der Welt findest du an ihr?«
- »Das ist doch egal.«
- »Es interessiert mich aber.«
- »Nun, sie hat Anlagen.«
- »Anlagen?«
- »Die besten.«
- »Findest du?«
- »Absolut.«
- »Was ist mit Phoebe Griggs?«
- »Zu klein.«
- »Emma Shipley?«
- »Zu schlaff.«
- »Meine?«
- »Sehr witzig.«

Cheryl kommt die Treppe herunter, und ich höre sie im Wohnzimmer herumkramen. »Ich hab sie gefunden«, ruft sie.

Als sie in die Küche kommt, zupft sie noch das Gummiband unter ihrem Rock zurecht.

»Oh«, quiekt sie.

»Cheryl, das ist meine Schwester Alisha.«

»Nett, dich wiederzusehen«, sagt sie, ohne es so zu meinen.

Schweigen macht sich breit. Vielleicht werde ich nie wieder sprechen. Schließlich entschuldige ich mich und gehe nach oben, um zu duschen. Wenn ich Glück habe, ist Cheryl verschwunden, wenn ich wieder nach unten komme.

Hari wohnt seit zwei Monaten bei mir, weil es für ihn näher zur Uni ist. Er sollte eigentlich über meine Tugend wachen und mir helfen, die Hypothek abzubezahlen, aber er ist mit seiner Miete vier Wochen im Rückstand und benutzt mein Gästezimmer als Lasterhöhle.

Meine Beine kribbeln. Ich liebe das Gefühl, wenn die Milchsäure sich wieder abbaut. Ich blicke in den Spiegel und streiche meine Haare zurück. Gelbe Flecken funkeln in meinen Augen

wie Goldfische in einem Teich. Ich habe keine Falten. Braune Haut wird nicht rissig.

Meine »Anlagen« sind auch nicht so übel. Als ich noch Rennen gelaufen bin, war ich immer froh, dass sie eher klein waren und von einem Sport-BH festgehalten wurden. Jetzt hätte ich nichts dagegen, wenn sie eine Nummer größer wären, damit ich ein richtiges Dekolleté hätte.

»Hey Schwesterherz«, ruft Hari von unten, »ich nehm mir einen Zwanziger aus deinem Portemonnaie.«

»Warum?«

»Wenn ich ihn mir von fremden Leuten nehme, werden sie wütend.«

Sehr witzig. »Du schuldest mir noch die Miete.«

»Morgen.«

»Das hast du gestern auch schon gesagt.« *Und vorgestern.*

Die Haustür fällt ins Schloss. Das Haus ist still.

Unten nehme ich Cates Karte wieder zur Hand und halte sie vorsichtig zwischen meinen Fingerspitzen, bevor ich sie an Salz- und Pfefferstreuer auf dem Tisch lehne und eine Weile anstare.

Cate Elliot. Ihr Name entlockt mir noch immer ein Lächeln. Eines der seltsamen Dinge an einer Freundschaft ist, dass die gemeinsame Zeit nicht durch die Zeit des Getrenntseins getilgt wird. Man löscht den anderen nicht aus oder wägt auf einer unsichtbaren Waage ab. Man kann ein paar Stunden mit jemandem verbringen, die das eigene Leben umkrepeln, oder eine Ewigkeit mit einem Menschen zusammen sein, ohne sich im Geringsten zu verändern.

Wir sind beide geboren und aufgewachsen in Bethnal Green im East End von London, obwohl wir es geschafft haben, einander die ersten dreizehn Jahre mehr oder weniger zu meiden. Das Schicksal hat uns zusammengeführt, wenn man an so etwas glaubt.

Wir wurden unzertrennlich. Beinahe telepathisch verbunden. Wir waren Komplizinnen, stahlen Bier aus dem Kühlschrank ihres Vaters, machten Schaufensterbummel über die Kings Road, aßen auf dem Heimweg von der Schule Pommes mit Essig oder gingen heimlich zu Konzerten im Hammersmith Odeon oder zum Leicester Square, um Filmstars auf dem roten Teppich zu bewundern.

Unser Auslandsjahr verbrachten wir in Frankreich. Ich verursachte einen Mopedunfall, wurde wegen Benutzung eines gefälschten Studentenausweises verwarnt und probierte zum ersten Mal Haschisch. Bei einem mitternächtlichen Bad im Meer verlor Cate den Schlüssel unserer Jugendherberge, und wir mussten um zwei Uhr nachts über ein Gitter klettern.

Kein Zerwürfnis ist schlimmer als das von besten Freundinnen. Beendete Liebesaffären sind schmerzhaft, zerbrochene Ehen ein Schlamassel. Zerrüttete Familien sind manchmal ein Schritt nach vorn. Unsere Trennung war wirklich schlimm.

Und jetzt nach acht Jahren will sie mich sehen. Ein Kribbeln des Einverständnisses breitet sich über meine Haut aus, gefolgt von einer nagenden, nicht abzuschüttelnden Sorge. Sie hat Probleme.

Mein Autoschlüssel liegt im Wohnzimmer. Als ich ihn einstecke, fallen mir die Flecken auf der Glasplatte des Couchtisches auf. Bei näherer Betrachtung kann ich die unverkennbaren Abdrücke von zwei Pobacken sowie von zwei Ellenbogen erkennen. Ich könnte meinen Bruder umbringen!

3

Irgendjemand hat eine Bloody Mary über meine Schuhe gekippt. Das fände ich nicht so schlimm, aber es sind nicht meine eigenen. Ich habe sie geliehen, genau wie das zu große Oberteil. Zumindest trage ich meine eigene Unterwäsche. »Man soll sich

nie Geld oder Unterwäsche leihen«, erklärt meine Mutter immer als Nachtrag zu ihrer Saubere-Unterwäsche-Rede, in der jedes Mal plastische Schilderungen von Autounfällen und Notärzten vorkommen, die meine Strumpfhosen aufschneiden müssen. Kein Wunder, dass ich Albträume habe.

Cate ist noch nicht da. Ich habe versucht, die Tür im Auge zu behalten und allen Gesprächen aus dem Weg zu gehen.

Ehemaligentreffen sollten gesetzlich verboten werden. Die Einladungen sollten mit einem Warnhinweis versehen werden. Der Zeitpunkt ist immer verkehrt. Man ist entweder zu jung oder zu alt oder zu dick.

Dies ist nicht einmal ein reguläres Ehemaligentreffen. Irgendjemand hat den naturwissenschaftlichen Trakt von Oaklands abgefackelt. Ein Vandal mit einem Kanister Benzin, kein böserartiger Bunsenbrenner. Jetzt wird das brandneue Gebäude feierlich von einem Staatssekretär oder dergleichen eröffnet.

Der Neubau wirkt gedrungen und funktional, so ganz ohne den Charme des viktorianischen Originalgebäudes. Die kathedralenartigen Decken und Bogenfenster sind durch Glasbetonelemente, Neonlicht und Aluminiumrahmen ersetzt worden.

Die Aula ist mit Fähnchen dekoriert, und Luftballons hängen von den Dachbalken. Quer über die Bühne wurde ein Banner der Schule drapiert.

Vor dem Spiegel in der Mädchentoilette hat sich eine Schlange gebildet. Lindsay Saunders beugt sich an mir vorbei übers Waschbecken und reibt sich Lippenstift von den Zähnen. Als sie mit sich zufrieden ist, wendet sie sich mir zu und taxiert mich.

»Hör endlich auf, dich wie eine Panjabi-Prinzessin aufzuföhren, und entspann dich. Amüsier dich.«

»Ach, darum geht es hier?«

Ich trage ein bronzefarbenes Oberteil von Lindsay mit schnürsenkelschmalen Trägern, für das meine Oberweite nicht reicht. Ein Träger rutscht von meiner Schulter, und ich ziehe ihn wieder hoch.

»Ich weiß, dass du so tust, als ob dir das alles egal wäre. Du bist bloß nervös wegen Cate. Wo ist sie?«

»Ich weiß nicht.«

Lindsay zieht ihren Lippenstift nach und zupft ihr Kleid zu recht. Sie freut sich schon seit Wochen auf das Ehemaligentreffen wegen Rocco Manspiezer. Auf der Schule war sie sechs Jahre lang in ihn verschossen, hat aber nie den Mut aufgebracht, es ihm zu sagen.

»Was macht dich so sicher, dass du ihn diesmal kriegst?«

»Nun, ich hab schließlich nicht zweihundert Pfund für dieses Kleid ausgegeben und mich in diese verdammten Schuhe gezwängt, damit er mich wieder übersieht.«

Im Gegensatz zu Lindsay habe ich kein Bedürfnis, meine Zeit mit Menschen zu verbringen, die ich in den letzten zwölf Jahren mehr oder weniger erfolgreich gemieden habe. Ich will nicht hören, wie viel Geld sie verdienen und wie groß ihre Häuser sind, und ich will auch die Fotos ihrer Kinder nicht sehen, die Namen haben wie Shampoosmarken.

Das ist das Problem bei einem Schultreffen – die Leute kommen nur, um ihr Leben an dem der anderen zu messen und deren Scheitern zu sehen. Sie wollen wissen, welche Schönheitskönigin von einst sechzig Pfund zugenommen hat und hilflos zusehen musste, wie ihr Mann mit seiner Sekretärin durchgebrannt ist; und welcher Lehrer dabei erwischt wurde, wie er Fotos in der Umkleidekabine gemacht hat.

»Komm schon, bist du nicht neugierig?«, fragt Lindsay.

»Natürlich bin ich neugierig. Ich hasse mich dafür, dass ich neugierig bin. Ich wünschte, ich wäre einfach unsichtbar.«

»Sei kein Spielverderber.« Sie reibt mir mit einem Finger über die Augenbraue. »Hast du Annabelle Trunzo gesehen? Mein Gott, dieses Kleid! Und was sagst du zu ihrem Haar?«

»Rocco hat gar keine Haare mehr.«

»Ja, aber er sieht immer noch fit aus.«

»Ist er verheiratet?«

»Bist du jetzt still?«

»Nun, ich finde, das solltest du zumindest herausfinden, bevor du mit ihm ins Bett gehst.«

Sie grinst mich schalkhaft an. »Ich frage ihn hinterher.«

Lindsay führt sich auf wie ein echter Vamp, aber ich weiß, dass sie eigentlich gar keine so große Jägerin ist. Das sage ich mir jedenfalls immer, aber ich würde sie trotzdem mit keinem meiner Brüder ausgehen lassen.

In der Aula ist das Licht gedimmt und die Musik aufgedreht worden. Statt Spandau Ballet laufen jetzt die Hymnen der 80er. Die Frauen tragen Cocktailkleider oder Saris. Einige täuschen mit Lederjacken und Designerjeans Gleichgültigkeit vor.

In Oaklands gab es immer Stämme. Die Weißen waren eine Minderheit. Die meisten Schüler waren Bangas (Menschen aus Bangladesch) plus ein paar Pakis und Inder zur Auflockerung.

Ich war ein »Curry«, ein »Yindoo«, ein »Elefantentrainer«, falls es jemand genau wissen will, indisch und braun. Als bestimmendes Kennzeichen war in Oaklands nichts anderes auch nur annähernd so wichtig – nicht meine schwarzen Haare, meine Zahnklammer oder meine schlanken Beine, weder, dass ich mit sieben Drüsenfieber hatte, noch, dass ich rennen konnte wie der Wind. Alles andere verblasste zur Bedeutungslosigkeit neben meiner Hautfarbe und meiner Sikh-Abstammung.

Es ist nicht wahr, dass alle Sikhs Singh heißen. Und wir tragen auch nicht alle Krummdolche an der Brust (obwohl es im East End gar nicht so schlecht ist, einen entsprechenden Ruf zu genießen).

Auch heute hocken die Bangas zusammen. Man sitzt neben denselben Leuten, neben denen man in der Schule auch schon gegessen hat. Trotz allem, was in der Zwischenzeit passiert ist, sind die Kernfacetten unserer Persönlichkeiten unangetastet geblieben.

Auf der anderen Seite der Aula sehe ich Cate ankommen.

Sie ist blass und sieht umwerfend aus, mit kurzer Edelfrisur und billigen sexy Schuhen. Sie trägt einen langen hellbraunen Rock zu einer Seidenbluse und sieht elegant und, ja, schwanger aus. Sie streicht mit den Händen über die feine, kompakte Rundung. Eine ziemlich große Rundung, ein Wasserball. Es ist bald so weit.

Ich will nicht, dass sie sieht, wie ich sie anstarre, also wende ich mich ab.

»Alisha?«

»Klar. Wer sonst?« Ich drehe mich plötzlich um und setze ein dämliches Grinsen auf.

Cate beugt sich vor und küsst mich auf die Wange. Ich schließe die Augen nicht und sie auch nicht. Wir starren uns gegenseitig an. Überrascht. Sie riecht nach Kindheit.

In den Augenwinkeln hat sie winzige Fältchen. Ich war nicht dabei, um zu sehen, wie sie gezeichnet worden sind. Aber an die kleine Narbe an ihrer linken Schläfe direkt unterhalb des Haaransatzes kann ich mich erinnern.

Wir sind gleich alt, neunundzwanzig, und bis auf ihren runden Bauch von gleicher Gestalt. Ich habe dunklere Haut und verborgene Tiefen (wie alle Brünetten), aber ich kann kategorisch feststellen, dass ich nie so gut aussehen werde wie Cate. Sie hat es gelernt – nein, das klingt zu eingeübt –, sie wurde mit der Fähigkeit geboren, bei Männern Bewunderung auszulösen. Ich kenne das Geheimnis nicht. Ein Blick, eine Neigung des Kopfes, ein Tonfall oder die Art, einen Arm zu berühren, schafft einen Moment, eine Illusion, von der sich alle Männer, schwul und hetero, alt oder jung angezogen fühlen.

Die Leute beobachten sie jetzt, obwohl ich bezweifle, dass ihr das bewusst ist.

»Wie geht es dir?«

»Gut«, antworte ich zu schnell und korrigiere mich: »Geht so.«

»Nur geht so?«

Ich versuche zu lachen. »Aber schau dich an – du bist schwanger.«

»Ja.«

»Wann ist der Termin?«

»In vier Wochen.«

»Herzlichen Glückwunsch.«

»Danke.«

Die Fragen und Antworten sind zu abrupt und zu nüchtern. Konversation war nie so schwer – nicht mit Cate. Sie blickt nervös über meine Schulter, als hätte sie Angst, dass jemand unser Gespräch belauschen könnte.

»Verheiratet bist du doch mit –?«

»Felix Beaumont. Er ist da drüben.«

Ich folge ihrem Blick zu einer großen, schweren Gestalt in einer legeren Hose und einem weiten weißen Hemd. Felix war nicht auf Oaklands, und sein wahrer Name ist Buczkowski und nicht »Beaumont«. Sein Vater stammt aus Polen und hatte einen Elektroladen in der Tottenham Court Road.

Zurzeit ist er in ein Gespräch mit Annabelle Trunzo vertieft, deren Kleid aus einem Fetzen Stoff besteht, der nur von ihren Brüsten gehalten wird. Wenn sie ausatmet, rutscht es bis zu ihren Knöcheln.

»Weißt du, was ich an Abenden wie diesen immer am meisten gehasst habe?«, fragt Cate. »Eine ehemalige Mitschülerin zu treffen, die makellos aussieht und mir erzählt, sie hätte den ganzen Tag über ihre Kinder zum Ballett, Fußball oder Cricket kutschiert. Und dann stellt sie einem die naheliegende Frage: ›Hast du auch Kinder?‹ Und ich antworte: ›Nein, keine Kinder.‹ Und sie scherzt: ›Hey, warum nimmst du nicht eins von meinen?‹ Mein Gott, das kotzt mich so an.«

»Nun, das wird jetzt ja nicht mehr passieren.«

»Nein.«

Sie nimmt ein Glas Wein von einem Tablett, das vorbeigetragen wird, und sieht sich erneut abwesend um.

»Warum haben wir uns zerstritten? Es muss meine Schuld gewesen sein.«

»Ich bin sicher, du erinnerst dich«, sage ich.

»Es spielt keine Rolle mehr. Ich will übrigens, dass du Patin wirst.«

»Ich bin nicht mal Christin.«

»Oh, das ist egal.«

Sie umgeht das, worüber sie eigentlich sprechen will.

»Erzähl mir, was los ist.«

Sie zögert. »Diesmal bin ich zu weit gegangen, Ali. Ich habe alles riskiert.«

Ich fasse ihren Arm und steuere sie in eine ruhige Ecke. Einige beginnen zu tanzen. Die Musik ist zu laut. Cate spricht mir beinahe direkt ins Ohr. »Du musst mir helfen. Versprich mir, dass du mir hilfst.«

»Selbstverständlich.«

Sie unterdrückt ein Schluchzen, indem sie darauf herumkaut. »Sie wollen mir mein Baby wegnehmen. Das dürfen sie nicht. Du musst sie aufhalten ...«

Eine Hand berührt ihre Schulter, und sie fährt erschrocken zusammen.

»Hallo, wunderbare schwangere Lady, wen haben wir denn hier?«

Cate weicht einen Schritt zurück. »Niemanden. Nur eine alte Schulfreundin.«

In ihr scheint sich irgendetwas zu verändern. Sie will fliehen.

Felix Beaumont hat perfekte Zähne. Meine Mutter hat einen Tick bezüglich Zahnpflege und Kieferchirurgie. Es ist das Erste, was ihr an einem Menschen auffällt.

»Ich erinnere mich an Sie«, sagt er. »Sie befanden sich hinter mir.«

»In der Schule?«

»Nein, an der Bar.«



Michael Robotham

Todeskampf

Thriller

eBook

ISBN: 978-3-641-06303-0

Goldmann

Erscheinungstermin: April 2011

Ein psychologischer Thriller der Extraklasse

Detective Constable Alisha Barba traut ihren Ohren nicht: Beim Ehemaligen-Treffen ihrer Schule in London fleht ihre hochschwangere Freundin Cate, zu der sie jahrelang keinen Kontakt mehr hatte, Alisha an, ihr zu helfen: Jemand sei hinter ihrem ungeborenen Baby her, erklärt Cate. Wenige Stunden später wird sie mit ihrem Ehemann Felix von einem PKW überfahren. Das Paar erliegt seinen Verletzungen noch in derselben Nacht. Die Polizei hakt das Ereignis als Unfall ab, doch Alisha weigert sich, daran zu glauben – zumal sich herausstellt, dass Cate ihre Schwangerschaft nur vorgetäuscht hatte. Alisha ermittelt auf eigene Faust im Milieu zwielichtiger Adoptionsagenturen, und ehe sie es sich versieht, gerät sie in ein Dickicht aus Sex und Gewalt.